

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 7

Artikel: Doktor Minjak : aus dem Leben eines Schweizer Geologen
Autor: Meyer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Orang-Utan, Sumatra

DOKTOR MINJAK

Aus dem Leben eines Schweizer Geologen

Von Dr. Hans Meyer, Zürich

Das Arbeitsfeld des Geologen ist die ganze weite Welt. Der junge Schweizer Geologe findet zwar in seiner Heimat noch manches offene Problem. Aber während der drei Jahre, die ich nach bestandnem Examen im Auftrag der Nordostschweizerischen Kraftwerke geologischen Untersuchungen des Wäggitals widmete und im folgenden Jahre, als ich für das Eisenbergwerk Gonzen an der stolzen Bergpyramide oberhalb Sargans herum-

kletterte, lockte mich doch stets insgeheim die Sehnsucht nach überseeischen Gebieten, nach dem Zauber des Urwalds und nach völlig andern, wenn möglich noch halbwildern Völkern. Es geht wohl den meisten jungen Geologen so.

Das Frühjahr 1925 brachte die Erfüllung meines Wunschtraumes. Ich trat zusammen mit einem jungen Basler Kollegen als Explorationsgeologe eines großen englisch-holländischen Petroleumkon-

zerns meine erste Weltreise an. Sie führte uns von Holland über Kanada und die USA nach Mexiko.

Tampico

Mein Bestimmungsort war Tampico, eine am Golf von Mexiko gelegene Stadt mit etwa 100 000 Einwohnern. Als wir uns Tampico vom Meer her auf dem breiten Rio Panuco näherten, fielen uns große moderne Raffinerieanlagen und ausgedehnte Erdöldepots in die Augen. In langen Reihen stehen zu beiden Seiten des Flusses im flachen, künstlich trockengelegten Sumpfgelände mächtige Petroleumtanks, niedrige Fabrikgebäude, Materialschuppen und vereinzelte Wohnhäuser. Landeinwärts erblickt man im Schlamm auf Pfählen Tausende von elenden Hütten aus Holz und Wellblech. Ich fragte mich mit Entsetzen, ob dieses ungeheuer große Pfahlbauerdorf nun wirklich Tampico sei. In einer breiten Bucht des Panuco tauchte dann aber ein weißes Häusermeer auf mit freundlichen mehrstöckigen Steinhäusern und einigen beinahe nordamerikanisch anmutenden Hochbauten. Schön kann die Stadt mit dem besten Willen nicht genannt werden. Aber an den Verladestationen der großen Petroleumgesellschaften lagen moderne Tankboote verschiedenster Nationalitäten, im Endhafen unmittelbar vor dem Zentrum der Stadt auch einige große Passagierdampfer. Die Verbindung mit der weiten Welt war also da; das tröstete mich. Als ich dann im Auto der Gesellschaft zum im flachen Hügelgelände liegenden, vor Sauberkeit glänzenden Villenquartier fuhr, wich der Alpdruck allmählich dem Gefühl, daß man auch hier leben könne.

Das für Jungesellen errichtete Staff-house ist in jeder Beziehung erstklassig. Jeder hat darin sein eigenes geräumiges Zimmer. In den Gesellschaftsräumen machte ich Bekanntschaft mit Engländern, Nordamerikanern, Holländern, Deutschen und glücklicherweise auch Landsleuten. Es ging recht international zu, und die Sprachschwierigkeiten

nahmen ihren Anfang. In der Stadt sollte ich spanisch, im Büro englisch parlieren. Das erstere hatte ich nie gelernt, und mein bißchen Schulenglisch reichte auch nicht weit hin.

Tampico war damals der Zentralsitz nicht nur unserer holländisch-englischen Erdölgesellschaft, sondern auch mehrerer nordamerikanischer und anderer Großunternehmungen dieser Art. Hunderte von Öltechnikern (Chemikern, Ingenieuren, Geologen) wohnten hier oder kamen doch von den Petroleumfeldern für kürzere oder längere Aufenthalte nach der Stadt.

Bohrmeister und ihre Assistenten, die in einsamen Urwaldmonaten schwer Geld verdient hatten, fanden in Tampico Gelegenheit genug, es schnell wieder loszuwerden. Restaurants, Bars, Cabarets waren stets von einem vielsprachigen, äußerst lebenslustigen, aber nicht immer völlig harmlosen Publikum überfüllt. Schießereien und andere Wildwest-Szenen kamen häufig vor.

Meine erste Expedition

Die Gesellschaft hatte innert kurzer Zeit fünf Schweizer Geologen kommen lassen, um die Rohölproduktion, die erschreckend zurückgegangen war, wieder zu steigern.

Jeder von uns mußte sich aus den Rapporten im Hauptbüro mit den Tatsachen über sein engeres Arbeitsgebiet vertraut machen. Unterdessen hieß es auch unsere Feldausrüstung zusammenstellen. Dabei kam mir zum erstenmal so recht der Unterschied zwischen der «Rucksackgeologie», wie wir sie in der Schweiz betreiben, und geologischen Felduntersuchungen in den abgelegenen Gegenden Mexikos zum Bewußtsein.

Im Wäggital und am Gonzen hatte mir ein einziger Träger genügt, um im Rucksack die paar notwendigen Instrumente, das Essen und vielleicht noch Gesteinsproben mitzuschleppen.

Hier aber erforderte meine Ausrüstung zwei bis drei starke Maulesel; Feldbetten für mich und den mir zugeordneten Dolmetscher, Moskitonetze, Zelte,

Lampen, Kochgeschirre, Konservenkisten, einen Vorrat der wichtigsten Medicinen, vor allem Chinin. Dazu kam mein persönliches Gepäck, zwei praktische Feldkoffer mit Kleidern und einigen Büchern.

Die erste Untersuchung sollte mehrere Monate in Anspruch nehmen. Ich führte sie zusammen mit einem schweizerischen Kollegen aus, der eine Woche nach mir angekommen war. Sie brachte uns in ein sehr ausgedehntes, zum größten Teil von dichtem Urwald bedecktes Gebiet südlich des Tuxpam-Flusses.

Ein mit allem Komfort ausgestattetes Motorschiff der Gesellschaft führte die kleine Reisegruppe in zwölf Stunden durch eine typische Lagunenlandschaft. Die Hitze war zeitweise fast unerträglich. Dafür entschädigte uns der Anblick von Kranichen, stolzen Flamingos, ekelhaften Geiern, von Krokodilen und andern mir unbekanntem Tieren. Unser Ziel war Tuxpam-Bar, eine an der Mündung des mächtigen Tuxpam-Flusses am Golf von Mexiko gelegene Station unserer Gesellschaft, von der aus sie Rohöl verschifft.

Im Camp Tuxpam-Bar mußten wir uns zunächst einige gute Pferde verschaffen und fünf Maulesel zum Tragen der Lasten, dazu die Treiber, den Koch und andere einheimische Hilfskräfte. Unsere « Expedition » bekam also einen ganz beträchtlichen Umfang von vielleicht zwölf Personen. Die Organisation oblag unserm Dolmetscher.

Ich war bisher noch nie geritten und sah deshalb den nächsten Tagen mit gemischten Gefühlen entgegen. Aber in Mexiko lernt man die edle Reitkunst im Handumdrehen. Die Zügel in die Rechte, einige Anweisungen, und schon geht's auf miserablen Wegen durch seichte Flüsse und allerhand Urwaldgestrüpp los. Mein Freund, und erster Urwaldgenosse aus Bern, der daheim regelrecht Reiten gelernt hatte, erlitt schon in den ersten Tagen einen Unfall. Sein tückischer Gaul warf ihn ab. Mein braver Fuchs hingegen folgte in stetigem Schritt dem Tier unseres Führers. Das Reiten kam mir höchst einfach vor. Weniger gemütliche

Pferde belehrten mich später eines Besseren. Aber Reiten lernten wir damals: Saß man doch monatelang Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend im Sattel.

Die mexikanischen Pferde sind im allgemeinen minder elegant als ihre europäischen Brüder, dafür in der Verpflegung weniger verwöhnt und unglaublich ausdauernd. Bei einem Parforce-Ritt saßen wir einmal 16 Stunden hintereinander im Sattel, ohne daß die Tiere allzu große Ermüdung zeigten. Ihr Orientierungssinn setzte mich oft in Staunen.

Eines Abends überraschte uns ein in dieser Gegend oft plötzlich losbrechendes Tropengewitter. Wasserläufe, die am Morgen völlig harmlos ausgesehen hatten, wurden zu gefährlichen Wildbächen, deren Überquerung uns schwer zu schaffen gab. Wir verspäteten uns deshalb und gerieten in stockdunkle Nacht. Es regnete in Strömen weiter. Bald war kein trockener Faden mehr an uns. Meine Leute begannen sich über die Richtung, die wir einzuschlagen hatten, zu streiten. Ich schwieg wohlweislich, weil ich keine Ahnung hatte, wo wir steckten. Als der älteste Indo vorschlug, die Richtung des Reitens seinem Pferd zu überlassen, erklärte ich mich einverstanden. Wirklich landeten wir eine Stunde später im heißersehten Camp.

Von diesen Camps aus, die wöchentlich oder jede zweite Woche verlegt wurden, drangen wir täglich, soweit dies jeweils zu Pferde möglich war, in verschiedenen Richtungen in unser Untersuchungsgebiet vor. Es galt, natürliche Aufschlüsse des Felsuntergrundes aufzusuchen, sie genau zu beschreiben und an ihnen die Lage der Schichten festzustellen.

Die meisten solcher Aufschlüsse fanden sich in den tief eingeschnittenen Urwaldbächen, deren Begehung alles andere als ein gemütlicher Spaziergang war. Oft watete man bis an die Brust im faulen Wasser und hielt das Feldbuch und die Instrumente über den Kopf, um sie vor Nässe zu schützen.

Ein den Satteltaschen entnommener kühler Imbiß unterbrach um die Mittags-

zeit die Arbeit. Da Karten der abgelegenen Gebiete nicht existierten, mußten wir uns solche selbst verfertigen, was für eine allererste Exploration meistens sehr primitiv mit Meßband und einem besonders hierfür eingerichteten amerikanischen Kompaß geschah.

Gegen sechs Uhr traf man dann müde, verschwitzt und beschmutzt im Camp ein, um sich zunächst einmal einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Ein Abend im Urwald

Kurz nach sechs Uhr fällt schon die Nacht ein. Die einfache Mahlzeit — meist bestehend aus Konserven — ist im Lager bald eingenommen. Wenn wir unsere Gaslampen anzünden, so kommt von allen Seiten fliegendes Ungeziefer angeschwirrt. Krieche ich in mein engmaschiges Moskitonetz, um dort noch zu arbeiten oder ein Stündchen in einem Buch der Heinaat zu lesen, so ist die Hitze bald so groß, daß sie nicht mehr auszuhalten ist. Es bleibt also nur übrig, ärgerlich schlafen zu gehen. Aber auch das gelingt nicht so rasch. In der Ruhelage macht sich an verschiedenen Stellen des Körpers besonders unangenehm bemerkbar, was man schon tagsüber gespürt hat. Nicht die wilden Tiere, Panther, Schlangen oder gefährliche Affen, sondern kleine und kleinste Tierchen machen das Leben im Urwald oft zur Hölle.

Mikroskopisch kleine bis nadelkopf-große Zecken sitzen in Klümpchen von Hunderten an Gräsern und Blättern. Man streift sie im Vorübergehen achtlos ab. Durch die leichte, offene Tropenkleidung gelangen sie auf den nackten Körper. Sie bohren sich in die Haut und saugen wie Egel Blut auf. Dabei kann ein solches Tierchen bis zur Größe einer Erbse anschwellen.

Entfernt man nicht jedes einzeln, am besten mit einer Pinzette, so bleibt das winzige Köpfchen in der Haut stecken und verursacht allerhand Infektionen. Die kleine Bißwunde juckt wochenlang.

Trotz größter Vorsicht und obschon



VEREINSTHEATER

Ein Musterbeispiel, wie von unseren Vereinen auf dem Land Theater gespielt wird. Es fehlt nicht am guten Willen, auch nicht an Geschick, aber man übertreibt maßlos, auch in den naturalistischen Stücken. Solche Viehhändler und Polizisten existieren nur auf den Brettern unserer Liebhaberbühnen.

Siehe Seite 49

ich während der Arbeit mehrmals die Kleider mit Ruten abklopfte, kam ich oft mit Dutzenden solcher Wunden ins Camp zurück. Dort begann dann ein Kratzen, wie es die von den Bäumen herab zuschauenden Affen nicht gründlicher besorgen konnten.

Auch Pflanzen wurden uns im mexikanischen Dschungel äußerst unangenehm. Es gibt dort zum Beispiel eine manns hohe Brennesselart, welche der Volksmund bezeichnenderweise «mala mujer», zu deutsch «schlechte Frau», nennt. Wenn diese die nackte Haut berührt, entstehen große Brandblasen, die einen tagelang plagen.

Mein Diener, der vor mir den Weg säuberte, hatte sich einmal an einer solchen Pflanze gebrannt. Daraufhin schnitt er mit seinem Buschmesser den Stengel

derselben durch und strich die aus ihm tröpfelnde weiße Milch auf die entstehende Brandblase. Da sah ich, wie die großen Blasen auf seiner Hand vor meinen Augen zurückgingen. Zudem behauptete der Indo, daß diese ihn schon nicht mehr schmerzten. Er war ganz erstaunt, daß der weiße Herr von dieser Medizin nichts wußte. Es ist tatsächlich so, daß die gleiche Pflanze, in deren Blatt das Gift sitzt, im Stengel das Gegengift enthält. Ein Experiment bestätigte mir diesen Sachverhalt sofort. Ohne Frage besitzen die Eingeborenen Kenntnis von vielerlei wirksamer Medizin, die uns Weißen trotz aller Wissenschaft abgeht.

Wie ich den Urwald erlebte

Die unheimliche Wachstumskraft der Pflanzenformationen im Urwald übersteigt jede Vorstellung. Ein chaotisches Ineinander der verschiedensten Pflanzensorten hindert das Vorwärtskommen. Jeder Schritt muß im dichten Gestrüpp des Unterholzes mit dem langen Buschmesser erkämpft werden. Zur Verlegung unseres Camps standen uns glücklicherweise meistens von ansässigen Indostämmen geschlagene und notdürftig offen gehaltene Urwaldpfade zur Verfügung. Doch bei den geologischen Untersuchungen abseits dieser Wege kamen wir in gewissen Gebieten oft während eines Tages nur wenige Kilometer, ja auch nur einen Kilometer vorwärts. So etwas ist für einen jungen Forscher, der rasch Resultate sehen will, eine harte Geduldsprobe. Die Riesebäume, die über dem Unterholz mit ihren breiten, eng aneinanderliegenden Kronen ein geschlossenes Dach bilden, lassen kaum einen Sonnenstrahl durch. Der kleine Mensch sieht selten bis zu den Kronen der Bäume. Er kann nur an den verschiedenen Formen und Farben der Stämme die Mannigfaltigkeit ihrer Arten feststellen.

Ganze Galerien von Lianen und Moosen hängen von den Ästen herab. Die herrlichsten Orchideen bilden in schwindelnder Höhe kleine Gärtchen. Den Boden des

Urwaldes bekommt man nur zu Gesicht, wenn man ihn mit vieler Mühe frei macht, denn ein dicker Teppich kleinerer Pflanzen und faulender Abfälle deckt ihn vollständig zu. Und dann gilt es erst noch, einige Meter durch die dicke Verwitterungskruste graben zu lassen, wenn man den frischen Fels erreichen will, der dem Geologen allein wichtig ist.

Das Zuviel der üppigsten immergrünen Vegetation erdrückt den Europäer auf die Dauer. Er empfindet den Urwald als ein schwüles, schattiges Gefängnis. Er muß ihm von Zeit zu Zeit entinnen, wenn er geistige Störungen vermeiden will.

Auch mir ist es einmal passiert, daß ich meine Arbeit im Urwald des Staates Vera Cruz vor Beendigung der geologischen Untersuchung abbrach und unter freiem Himmel flüchtete, wo ich wieder mit Menschen meiner Rasse sprechen konnte.

Ich arbeitete damals allein und sah monatelang nichts anderes als Bäume, Affen und die paar mich begleitenden Totonaca-Indianer. Die wenigen Bücher, die ich mitgenommen hatte, waren ausgelesen. Post konnte mich bis zur Verlegung des Camps nur auf großen Umwegen erreichen. Nach meinen täglichen Eintragungen in mein Feldbuch saß ich abends vor der primitiven Lagerstätte und starrte auf die im Mondschein phantastische Formen annehmenden Pflanzen des Urwaldes. Es war mir dann, als ob diese sich immer dichter um mich herum schlossen und mich nie mehr aus ihrer stummen, unbarmherzigen Umklammerung herauslassen wollten. Ich mußte aufspringen, meine eigene Stimme hören. Als ich mich eines Abends dabei ertappte, wie ich mit den Bäumen zu reden begann, wurde mir klar, daß etwas geschehen müsse. Ich ließ am nächsten Morgen das Camp abbrechen und nahm im wahrsten Sinne des Wortes Reißaus.

Wiedersehen mit Tampico

Nie werde ich die erste Rückkehr aus dem Urwald nach Tampico vergessen. Bei mei-

ner Ankunft aus Europa hatte mich der Ort enttäuscht. Nun erschien er mir wie eine richtige große Stadt. Wir trafen von Osten her bei Nacht ein und staunten über das Lichtermeer auf der andern Seite des Flusses. Wie wohl tat es, noch am gleichen Abend wieder in einem halbwegs netten Restaurant an einem einigermaßen sauber gedeckten Tisch zu sitzen und nachher in einem hübschen Zimmer des Junggesellenheims zu schlafen.

Der Aufenthalt in Tampico zwischen den einzelnen Expeditionen wurde zu wochenlangen Festen. Die Bürozeit, während der man den Rapport über die Untersuchungen ausarbeiten mußte, betrug nur acht Stunden. Im übrigen war man frei. Man konnte in eines der großen Kinos, in ein Restaurant unter viele Menschen gehen, ein Cabaret besuchen und tanzen. Alles Dinge, die mir früher nicht viel bedeutet hatten; jetzt aber übten sie auf mich einen starken Reiz aus.

Es regnete Einladungen zu Mittag- und Abendessen bei Familien verheirateter Angestellter der Gesellschaft. Da durfte ich ruhig mit meinen Urwalderlebnissen etwas aufschneiden. Die anwesenden Frauen und Mädchen nahmen mir das nicht übel. Wir konnten beweisen, daß die «Waldläufer», wie wir Geologen gelegentlich genannt wurden, nicht alles Käuze waren, die mit den Gedanken

1000 Meter unter dem Boden weilten, sondern auch ein lebhaftes Interesse für Dinge über der Erde, zum Beispiel für junge hübsche Mädchen, besaßen.

Hier freilich liegt eine Versuchung, die für den jungen Geologen im fernen Land bedrohlicher ist als alle Gefahren des Urwaldes. Die schlanken braunen Mädchen, die von Lateinamerika wie die des Fernen Ostens, sind gut gebaut und zeigen verteuftelt viel Rasse. Wer ihnen allzu tief in die großen schwarzen Augen sieht, bleibt darin hängen.

Die meisten meiner ältern Kollegen hatten ihre Frauen im ersten Europaurlaub aus der Heimat geholt und sicher gut daran getan. Ich war noch glücklicher. Ich fand meine Lebensgefährtin im Heim eines verheirateten Schweizer Geologen in Tampico, wo sie bei ihrer Schwester zu Besuch weilte.

Die Ölgesellschaft sieht es allerdings nicht gerade gern, wenn junge Geologen schon während ihres ersten Übersee-Kontraktes heiraten. Tatsächlich hat das Problem zwei Seiten. Das Risiko, eine junge Frau in Mexiko ins Feld zu nehmen, ist zu groß. Längere Trennungen werden also schon am Anfang der Ehe notwendig und fallen beiden Teilen schwer. Andererseits weiß der junge Mann, wenn er verheiratet ist, für wen er arbeitet und ist vor mancher Anfechtung geschützt.

Schweizerische Anekdote



Der Nichtanpasser

Es war in den Maitagen 1940. Der Chefredaktor der «Basler Nachrichten», Nationalrat Oeri, fuhr an eine Kommissionssitzung in die Innerschweiz. Nach zwei Stunden erschien er aber wieder in der Redaktion.

Auf die erstaunten Fragen der Kollegen, ob denn die Sitzung abgesagt worden sei, meinte er: «Nein, aber wie ich soviel meiner Miteidgenossen sah, die mit Sack und Pack ins Reduit flüchteten, war mir das so unangenehm, daß ich unterwegs ausgestiegen und mit dem nächsten Zug nach Basel zurückgefahren bin.»

Mitgeteilt von E. N.

Wildwest

Sieben Jahre verbrachte ich als Feldgeologe in Mexiko, das alle Klimazonen vom tropischen Küstenstreifen bis zu Regionen mit ewigem Schnee vereinigt.

Einmal mußte ich meine Feldarbeit für mehrere Wochen unterbrechen, da das Gebiet durch gefährliche Banditen unsicher gemacht wurde. «El Tejon», auf deutsch der Fuchs, der Führer einer verwegenen Bande, war wieder einmal in den Rancherías (Dörfern) südlich des Tuxpam-Flusses erschienen und sagte auch unserer Ölgesellschaft den Kampf an.

Die gut bewaffneten Kerle gossen Benzin über die Holzbrücken unserer 90 Kilometer weit in den Urwald führenden Schmalspurbahn und schnitten so eine Basisstation für Tiefbohrungen von der Außenwelt ab.

In aller Eile herangezogene mexikanische Kavallerie patrouillierte die Umgebung ab und schützte das Materialdepot und die Petroleumplätze. Ein regelrechter Kleinkrieg begann.

Eines Morgens sah ich in der Nähe unserer Station vier Kerle an Bäumen hängen. Jedem baumelte ein kurzes Brett vor dem Bauch, auf dem mit Blaustift geschrieben stand «pro bandito». Man machte damals in Mexiko mit solchen Leuten recht kurzen Prozeß.

Am nächsten Morgen fand der Chef des Materialdepots auf seinem Schreibtisch einen Brief. Der «Tejon» in höchst eigener Person teilte ihm darin in höflichen Worten mit, er werde von nun an versuchen, Angestellte der Petroleumgesellschaft zu erwischen, um sie ebenfalls aufzuhängen. Ein mexikanischer Bandit von Format bleibt immer höflich, auch wenn er einem das Messer an die Kehle setzt.

Die Tejon-Bande hatte in Erfahrung gebracht, daß ich in einem kleinen, weit in den Urwald vorgeschobenen Bohrcamp weilte. Um mich gefangen zu nehmen und Lösegeld zu erpressen, statteten die Banditen dreißig Mann hoch dem Platze früh-

morgens einen Besuch ab. Zufällig war ich aber am Abend vorher ins große Materialdepot geritten, um dort das Geld zur Auszahlung meiner Leute zu holen. An meiner Stelle nahm der Chef der Bande zwei ältere amerikanische Bohrmeister mit, die dank ihrer Landeserfahrung der Angelegenheit einen komischen Abschluß zu geben verstanden. Sie schlossen nämlich mit dem prominenten Capitano Freundschaft und tranken ihn im nächsten Urwaldort bei einem wilden «Pulque»-Gelage (Pulque ist ein von den Indos aus der Agave hergestellter Schnaps) unter den Tisch, worauf man sie gnädig entließ.

Sumatra

Nach einem Europa-Urlaub und einem zweimonatigen Aufenthalt zu Studienzwecken auf unserm Zentralbüro im Haag schiffte ich mich im Frühjahr 1932 mit meiner Familie in Genua nach Ostindien ein. Unser Bestimmungsort war die Ölstadt Pangkalan-Brandan in Nordsumatra. Meine Frau hatte im Haag eine sogenannte Reise-Babu engagiert. Das sind malaiische Kindermädchen, die man in Holland in einem besondern Institut bekommen kann. Ihr Beruf besteht darin, Familien auf Passagierschiffen von Holland nach Holländisch-Indien zu begleiten. Ehrlich gesagt hatte ich eine jener hübschen, jungen Javanerinnen erwartet, die uns aus ungezählten Photographien in Illustrierten und Filmen vertraut sind. Ich war betroffen, als uns auf dem Deck des Schiffes ein dunkelbraunes, altes Weib mit zahnlosem Mund begrüßte. Mein zweijähriger Bub flüchtete beim Anblick dieses Ungeheuers schreiend in die Arme seiner Mutter. Aber schon am folgenden Tag war er mit der «Babu» dick befreundet. Die Javanerin entpuppte sich als eine wahre Perle, die es glänzend verstand, mit kleinen Kindern umzugehen. Unsere Seefahrt zwischen Europa und Indien war ihre vierzigste.

Schon die Autofahrt vom Hafen Belawan über die Hauptstadt Nordsumatras, Medan, belehrte mich, daß ich keineswegs

in eine Wildnis geraten war. Medan mit breiten, gut unterhaltenen Straßen im Zentrum, großen, modernen öffentlichen Gebäuden, zwei regelrechten Grand-Hotels und einem prächtigen Villenviertel, in dem die luftig gebauten Häuser in schönen Gärten versteckt liegen, ist recht großzügig angelegt. Auch bis zu dem 82 Kilometer von Medan entfernten Pangkalan-Brandan fuhren wir auf einer vorzüglich unterhaltenen Autostraße an sorgfältig angelegten Tabak- und Gummiplantagen vorbei über Brücken, die in solider Eisenkonstruktion breite Flüsse überspannen und durch große Ortschaften, die uns wohl fremd anmuteten, aber Ordnung, Sauberkeit und technischen Fortschritt zeigten. Alle meine vielen Reisen durch die ganze Insel bestätigten diesen ersten Eindruck. Holländisch-Indien war vor der japanischen Besetzung von 1942 bis 1945 eine blühende Kolonie. Die Holländer hatten sie nach anfänglichen Fehlern mit zäher Energie, ausgesprochenem Organisations-talent und weitgehender Einfühlung in den Charakter der einheimischen Bevölkerung hervorragend entwickelt.

Während meines ersten vierjährigen Aufenthaltes in Sumatra, einer Insel, die etwa zehnmal so groß wie die Schweiz ist, schien die übergroße Mehrheit der braunen Eingeborenen unpolitisch eingestellt. Der Weiße war noch unbeschränkter Tuan (malaiisches Wort für Herr). Er herrschte aber nicht nur über die braunen Untergebenen, sondern sorgte auch für sie. Die holländische Regierung verlangte dies von allen Privatunternehmen und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Was unsere Petroleumgesellschaft, die in ganz Holländisch-Indien als BPM (Bataafsche Petroleum Maatschappij) auch für alle ihre braunen Angestellten und Arbeiter tat, war jedenfalls vorbildlich.

Sie lebten am Hauptplatz und auf den Bohrfeldern in hygienischen, für ihre Gewohnheiten beinahe luxuriösen Wohnstätten. Gut unterhaltene Sportplätze boten ihnen Gelegenheit zu körperlicher Betätigung in ihrer Freizeit. Wöchentliche Filmvorführungen oder Wajangspiele (java-

nisches Theater) sorgten für ihr Vergnügen. Bei Krankheitsfällen genoß jeder Angestellte und seine Familie freie ärztliche Behandlung und kostenlose Aufnahme im vollständig modern eingerichteten großen Spital der Gesellschaft. Zur Verschönerung der von den Einheimischen so sehr geliebten hohen Feste wurde viel ausgegeben.

Die Tätigkeit des Feldgeologen im Innern des Landes hatte viel Ähnlichkeit mit der in Mexiko. Es galt auch hier, unter der unglaublich üppig wuchernden Vegetationsdecke in mühseliger Arbeit natürliche Felsaufschlüsse zusammensuchen oder sie sich künstlich in bis zu 10 Meter tiefen Schürflöchern zu schaffen. Tritt irgendwo in der Welt in einer gefalteten Gesteinsserie Erdöl auf, so ist dasselbe hauptsächlich an die Scheitelregionen der Falten gebunden. Diese muß der Geologe finden und ihren Verlauf so genau als möglich in einer zuverlässigen geologischen Karte festlegen.

Der Geologe bekam vom Arzt des Hauptplatzes auch eine sorgfältig zusammengestellte Medizinkiste mit. Nach der Tagesarbeit wurde diese jeweils im Camp vor ein bestimmtes Zelt gestellt und Sprechstunde gehalten. Da erschienen dann nicht nur die eigenen Leute, sondern auch die Bewohner der näher gelegenen Urwald-dörfer mit Kind und Kegel. Wir arbeiteten oft stundenlang zu dritt an der Behandlung eiternder Wunden oder verteilten Chininpillen und andere Heilmittel. Es war manchmal schwer, den Leuten begreiflich zu machen, daß ich letzten Endes nur ein Doktor Minjak (Erdöl-Doktor) und nicht ein Menschendoktor sei. Doktor Minjak war nämlich bei den malaiischen Angestellten der Gesellschaft der offizielle Titel eines Geologen.

Von Fürsten, Elefanten und Menschenaffen

Den größten Teil der Jahre 1932 bis 1935 verbrachte ich in Atjeh, einem Gebiet, das durch die bis um die Jahr-

hundertwende dauernden Kolonialkriege berüchtigt ist. Hier hieß es auch diplomatische Fähigkeiten entwickeln.

Ein mit mir in Atjeh arbeitender holländischer Kollege stattete einem der dort regierenden Fürsten einen Höflichkeitsbesuch ab. Er traf ihn mitten in einer Ratssitzung, wurde aber dennoch vorgelassen. Um dem Fürsten, der die holländische Sprache gut beherrschte, zu zeigen, welche Mühe er sich gab, die Landessprache zu erlernen, sprach mein Kollege malaiisch. Nun gibt es aber zweierlei Malaiisch, das sehr einfache Pasar-Malaiisch, das alle Europäer in Holländisch-Indien im täglichen Umgang mit den niedern Bevölkerungsschichten lernen müssen, und das viel kompliziertere und im Verkehr mit höherstehenden Landeskindern gesprochene Hochmalaiisch. Mein Kollege machte nun den unverzeihlichen Fehler, im Verlaufe der Unterhaltung ein Wörtlein zu gebrauchen, welches «du» bedeutet und nur für Kulis verwendet wird. Darauf brach der Fürst das Gespräch schroff ab und wies dem jungen Kollegen die Tür.

Mit dieser an sich sicher eher komischen als tragischen Angelegenheit hatte sich dann noch der zuständige holländische Regierungsbeamte zu befassen. Sie endete mit der Versetzung des Kollegen in einen andern Landesteil. Denn wer als Weißer in Atjeh einen Landesfürsten, wenn auch ungewollt, beleidigte, geriet in eine sehr gefährliche Lage.

Als ich einige Wochen später zufällig mit demselben hohen Herrn zusammentraf, hütete ich mich wohl, malaiisch zu sprechen. Eine kurze Entschuldigung dafür nahm der greise Fürst lächelnd an.

Das Leben in den Urwäldern Nordsumatras unterschied sich kaum von dem in den mexikanischen Urwäldern. Auch hier waren die Einsamkeit und das kleine Ungeziefer unsere schwersten Feinde.

Einen Tiger bekam ich nie zu Gesicht, obwohl wir oft monatelang in sehr tigerreichen Gegenden arbeiteten, fast täglich im Sand der Urwaldbäche deren deutliche Spuren sahen und im Camp des-

halb stets ein Feuer oder wenigstens eine starke Lampe brennen ließen.

Elefanten belästigten nicht uns, wohl aber die oft viele Kilometer durch den Urwald gelegten Pipe-lines (Rohöl-Leitungen). Die Elefanten drehten mit ihrem Rüssel so lange an den Röhren herum, bis sie dieselben losgeschraubt hatten und sich mit dem herausströmenden Öl amüsieren konnten.

Einmal stieß ich in Gesellschaft eines holländischen Geologen völlig unerwartet auf einen alten, mächtigen Orang-Utan. Warum das Tier nicht Reißaus nahm, weiß ich nicht. Vielleicht war es ebenso erschrocken wie wir. Nie werde ich vergessen, wie die klugen Augen des Affen, der kaum drei Meter über mir auf dem Ast eines Baumes saß, uns anstarrten. Er blieb ruhig in seiner Hockstellung, die kräftigen Arme auf den Ast gestützt. Nur langsam drehte er den häßlichen Kopf nach uns, als wir rasch weitergingen. Keiner von uns hatte damals eine Schusswaffe bei sich, sondern nur das landesübliche Buschmesser. Mit diesem den Kampf mit einem ausgewachsenen Orang-Utan aufzunehmen, wäre ein heikles Beginnen gewesen.

Meine Familie wohnte während der ganzen Zeit in Pangkalan-Brandan, wo mir die Gesellschaft eines ihrer schönen Häuser zur Verfügung gestellt hatte.

Die Gesellschaft unterhielt an diesem Hauptplatz der BPM ein Klubgebäude mit prächtigen Tennisbahnen. Dort spielte sich das gesellige Leben der Geologen ab, die periodisch zurückkamen, um ihre Rapporte auszuarbeiten und sich von der Einsamkeit langer Dschungelmonate zu erholen.

Die vielleicht 150 bis 200 Weißen, welche hier wohnten, waren natürlich vielmehr aufeinander angewiesen als in einer großen Stadt wie Tampico. Outsiders, die sich vom gesellschaftlichen Leben fernhielten, sah man ungern. In spätern Jahren mußte ich als Chefgeologe auf einem ähnlichen kleinen Ölplatz in Java dafür ein Beispiel erleben. Ich hatte in meiner Abteilung einen ausgezeichneten

Schweizer Geologen, der jedoch gesellschaftlich eine absolute Null war. Erschien er ausnahmsweise zu einem Anlaß, so saß der junge Mann wirklich wie ein Ölgötze da. Eines Tages ließ mich der Manager rufen und verlangte von mir kurzerhand, daß sich der Betreffende mehr an gesellschaftlichen Anlässen beteilige. Ich war zunächst der Ansicht, dies sei seine Privatsache. Daraufhin wurde ich in einer halbstündigen Unterredung vom Manager belehrt, daß unter den besonders indischen Verhältnissen bei den wenigen Weißen, die hier leben, die Beteiligung jedes einzelnen am gesellschaftlichen Leben wirklich unerläßlich sei. Ich bearbeitete also den einsiedlerisch veranlagten Landsmann und erzielte sogar zunächst den ganz netten Erfolg, daß dieser auf einem Maskenball den zweiten Preis erhielt.

Die Gesellschaft besaß an allen größeren Niederlassungen einen eigenen Kinoapparat. Jeden Samstagabend wurden europäische oder amerikanische Filme vorgeführt. Gelegentlich gab es auch Theatervorstellungen von Künstlern unter den Angestellten oder von Berufsschauspielern, die sich auf einer Indien-Tournee befanden. Nachher saß man oft bei eiskühlem Bier und Tanz noch bis zum Morgengrauen beisammen.

Europäisches Zwischenspiel

Die meisten Europäer, die sich längere Zeit in Indien aufhalten, schimpfen über die Hitze, die Abgeschlossenheit und über das ganze « Affenland ». Je länger sie von der Heimat weg sind, desto mehr erscheint ihnen diese als ein Paradies. Man zählt die Monate und Wochen bis zum Europa-Urlaub. Das ging auch uns so.

Im Frühjahr 1936 reisten wir — wie wir glaubten für einige Monate — in die Schweiz zurück. In bester Ferienstimmung und mit wohlgespickter Geldbörse bestätigte sich uns das schöne Bild, das wir uns von ihr gemacht hatten; aber statt nach dem Urlaub wieder nach Nord-

DENKSPORT. AUFGABE.

In Ergänzung des amüsanten Beitrages « Sind Sie ein guter Sechstkläßler? » sind vielleicht einige Fragen am Platz, welche Ihre Französischkenntnisse betreffen.

Was heißt das auf deutsch :

Comment me viens-tu devant?

Le cigare est me sorti.

Je blanc il déjà.

Il est tout en beurre.

Oeuf, œuf, que lac je!

Comme tu me, ainsi je te.

Un orage est dans le vêtement.

Riche-moi ton pauvre.

Il a nettoié une poire.

Lösung Seite 59.

sumatra zurückzukehren, wurde ich nach dem Haag gerufen und arbeitete dort ein halbes Jahr auf unserm Zentralbüro. Im Herbst schickte man mich nach Rumänien. Meine Frau durfte mitkommen. Unser Ölplatz Campina gefiel mir ausgezeichnet.

Wir machten schon Pläne, unsere beiden Buben aus der Schweiz kommen zu lassen, als mich völlig unerwartet ein Telegramm wieder nach Tampico rief, um die freigewordene Stelle des Distriktgeologen für Nordmexiko zu übernehmen. Das bedeutete eine recht angenehme Beförderung. Ich hatte nun keine eigene Feldarbeit mehr auszuführen, sondern sämtliche geologischen und geophysikalischen Untersuchungen im Tampico-

Distrikt zu kontrollieren. Es ist natürlich immer interessanter, sich anstatt mit nur einem, mit fünf oder sechs Problemen zugleich herumzuschlagen. Selbstverständlich war mit dem neuen Amt auch eine Gehaltserhöhung verbunden.

Die nächste und zugleich letzte Stufe auf der Leiter des Vorwärtkommens ist für einen Geologen, der bei seinem Beruf innerhalb der Shell-Gruppe bleiben will, die Stelle des Chefgeologen. Er leitet den gesamten Explorationsbetrieb in einem Land und trägt die volle Verantwortung für zweckmäßige Ausführung aller von der Zentrale im Haag gutgeheißenen, mit der Exploration zusammenhängenden Arbeiten.

Meine liebe Frau brummte wohl etwas über die bevorstehende große Reise, doch der Geologe eines großen Ölkonzerns ist wie ein Soldat. Stets muß er seine Koffer bereithalten, um auf Anruf in irgendeinen Winkel der Welt abzureisen.

Mexiko nationalisiert

Schon bei unserer Ankunft im Juni 1937 hatten die englischen und nordamerikanischen Petroleumgesellschaften große Schwierigkeiten mit der mexikanischen Regierung. Diese ging planmäßig darauf aus, den ganzen Ölbetrieb zu nationalisieren. Die Arbeitersyndikate stellten unerfüllbare Forderungen, ein Streik löste den andern ab. Es war beinahe unmöglich, das mit der europäischen Zentrale vereinbarte Arbeitsprogramm auch nur einigermaßen durchzuführen. Die Zeit ging mit langwierigen, nutzlosen Unterhandlungen verloren. Demonstrationen mit roten Fahnen und Kampfparolen gegen die Fremden wurden stets zahlreicher. Die Atmosphäre wurde immer aufgeregter. Man erkannte in Tampico, daß die Lage zu einer Entscheidung trieb. Nach zehn Monaten war sie da. Eines Morgens stand mexikanisches Militär um das Bürogelände unserer Gesellschaft. Niemand durfte mehr hinein. Die Regierung hatte die gesamten Besitzungen der englischen und nordamerikanischen Ölunternehmungen

als Eigentum des Staates Mexiko erklärt. Millionenwerte wechselten gleichsam über Nacht die Hand.

Mir wurde nicht einmal erlaubt, mein Büro nochmals zu betreten, um meine persönlichen Effekten zu holen. Etwa zwei Monate später, als ich mich mit meiner Familie bereits wieder in der Schweiz befand, brachte mir dann die Post ein mit schönen mexikanischen Briefmarken beklebtes Paket, das meine Sachen enthielt.

Vom Paradies zur Hölle

Kurz nach diesem nervenaufreibenden mexikanischen Intermezzo flog ich als neu ernannter Chefgeologe für Java mit einer Douglas-DC-3-Maschine in fünfeinhalb Tagen von Amsterdam über Athen, Alexandrien, Haifa, Basra, Jodpur, Calcutta, Rangoon, Medan und Singapore nach Batavia, die schönste Reise meines Lebens. Etwas zu schaffen machten uns nur die starken Luftdruck- und Temperaturunterschiede. Über den Sandwüsten Iraks auf 5800 Metern Höhe zeigte das Thermometer eine Temperatur von minus 3 Grad Celsius. Etwas später bei der Landung in Bagdad schlug uns eine Bruthitze von plus 43 Grad Celsius entgegen.

Wenn man überhaupt von einem Paradies auf Erden sprechen darf, so war dies im Jahre 1938 Java. Die Insel ist mit tropischen Naturschönheiten und Bodenschätzen reich gesegnet. In den meisten Teilen der Insel ist der Boden auf den letzten Quadratmeter sorgfältig bebaut. Prächtige Plantagen von Zucker, Tabak, Kokos- und Ölpalmen, Kaffee, Tee und Kakao, blühende Städte, saubere Dörfer, prächtige Autostraßen durch das ganze Land, zuverlässige Eisenbahnlinien mit modern eingerichteten Luxuszügen, angenehme Erholungsorte in kühlerem Klima an den Hängen der Riesenvulkane und ein braunes Volk, welches, wie uns schien, unter der sachten Hand seines weißen Herrn glücklich und sorglos in den Tag hinein lebte, das war Java, bevor die Japaner kamen.

Im August 1939 reiste ich mit meiner Familie nach dem uns altbekannten Pangkalan-Brandan, um dort als Chefgeologe die Leitung aller auf Nordsumatra stattfindenden geologischen Untersuchungen zu übernehmen.

Ein Monat später brach in Europa der zweite Weltkrieg aus. Wir ahnten damals nicht, wie wir zwei Jahre später unter diesem Kriege selbst zu leiden haben sollten. Auf Sumatra wurde normal weitergearbeitet, bis der brutale Überfall der Japaner dies unmöglich machte.

Ende März 1942 geriet ich mit meiner ganzen Familie in japanische Kriegsgefangenschaft. Der Schweizerpaß behütete uns zwar vor dem Äußersten. Aber wenn wir auch das Gefängnis und das Konzentrationslager von Palembang verlassen durften, brach doch die schlimmste Zeit unseres Lebens erst an. Völlig abgeschlossen, ohne Nachricht über die Kriegsergebnisse, als Weiße verhöhnt von Gelben und Braunen, wollten wir die Hoffnung schon aufgeben, die Heimat jemals wiederzusehen.

Erst die Ankunft englischer Truppen auf Sumatra im September 1945 erlöste uns. Auf Weihnachten war ich mit meiner Familie wieder in der Schweiz.

Rückblick

Wenn ich heute auf die mehr als 21 Jahre meiner Tätigkeit als Petroleumgeologe zurücksehe, tue ich es mit Befriedigung. Gewiß, ich mußte auf manches verzichten, was für den Schweizer daheim selbstverständlich ist. Den regelmäßigen Besuch eines Theaters, guter Konzerte oder interessanter Vorträge, die Benützung reichhaltiger Bibliotheken, Versammlungen und vor allem das Zusammensein mit Jugendfreunden vermißt man unvergleichlich mehr, als man es für möglich hält, solange man sie genießt oder doch genießen könnte, wenn man wollte.

Auch das geregelte Familienleben der Heimat ist dem Auslandsgeologen versagt. Es wird immer wieder durch kür-

zere oder längere Trennungen unterbrochen. Die Kinder müssen in die Heimat oder an andere Plätze, wo sie richtige Schulung finden, geschickt werden. Die Mutter sieht sich vor die schwere Wahl gestellt, auf das Zusammensein mit den Kindern oder mit ihrem Mann zu verzichten.

Diesen Nachteilen stehen aber auch Vorteile gegenüber. Viele kleinliche, durch zu engen Lebensraum gebildete Vorurteile verschwinden. Man wird nachsichtiger, man sieht im ständigen Kontakt mit andern Nationen und Rassen ein, daß nicht alles mit dem eigenen kleinen Maßstab gemessen werden kann, und nicht zuletzt erkennt man die Heimat erst durch lange Trennung in ihrem ganzen Wert.

Finanzielle Sorgen kennt der Geologe einer großen Petroleumgesellschaft nicht. Er wird gut bezahlt und kann sich mancherlei leisten, was ihm in einer Stellung daheim zu teuer wäre. Bleibt er lange genug bei einer Gesellschaft, so sichern ihm Fürsorge- und Pensionsfonds die spätere Zukunft.

Das goldene Zeitalter der ersten Pioniere in der Petroleumgeologie ist freilich vorbei. Der junge Schweizer Geologe stößt je länger je mehr auf die Konkurrenz von Amerikanern, Engländern, Holländern und Vertretern anderer Nationen. Aber seine gründliche Schulung und die besondere Eignung unserer topographischen Verhältnisse für geologischen Anschauungsunterricht machen ihn auch heute noch konkurrenzfähig. Wer für den sicher nicht immer leichten Beruf eines Petroleumgeologen die körperlichen und geistigen Eignungen besitzt und Lust verspürt, die weite Welt zu sehen, darf ruhig seinem Wunsche folgen.

Ich lebe nun heute etwas mehr als ein Jahr im Stand meiner Pensionierung in der Heimat. Ich genieße alles, was ich so lange und so sehr entbehrte. Aber ich kann nicht anders, als mit Wehmut und Sehnsucht an meine Arbeit und die fremden Länder und Menschen denken, die ich während meiner Laufbahn als Petroleumgeologe kennenlernte.